

Kamyschi feiert seinen 110. Geburtstag

Im kleinen Steppendorf Kamyschi im Deutschen nationalen Rayon leben zurzeit friedlich nebeneinander 620 Einwohner verschiedener Nationalitäten, darunter Deutsche, Russen, Ukrainer, Kasachen und Tataren. Die Siedlung mit drei geraden Straßen liegt abseits der Hauptstraße des Rayons, deswegen läuft das tägliche Leben der Dörfler langsam und gemessen. Aber am Donnerstag dem 30. Juni war es in den Straßen ungewöhnlich belebt und lustig: Kamyschi feierte seinen 110. Gründungstag. Das vielfältige und umfangreiche Programm des Festes wurde mit finanzieller Unterstützung des Internationalen Verbandes der deutschen Kultur (IVDK) durchgeführt.

Noch vor etwa 20 Jahren war Kamyschi ein rein deutsches Dorf, wo man überall in deutschen Dialekt sprach: zu Hause, auf der Straße, in der Schule während der Pausen, im Geschäft und im Klub. Infolge der Übersiedlung der einheimischen Deutschen nach Deutschland hat sich die Bevölkerung im Dorf um 70 Prozent gewechselt. Kamyschi wurde zum Heimatdorf für Zuwanderer, die aus den Republiken Kasachstan und Kirgisien hierher kamen.

WIE ALLES BEGANN

Anfang des 20. Jahrhunderts kamen die Deutschen wegen des Landmangels aus dem weiten Gebiet Saratow, meistens aus den Dörfern Dönnhof und Balzer hierher. Sie suchten nach einem besseren Leben. Die Bauern, die an der Wolga ein kümmerliches Leben führten, kamen mit der Eisenbahn zur Station Kargat. Weiter ging es mit Fuhren, welchen Pferde oder Ochsen vorgespannt waren. Nach Erinnerungen der ersten Einwohner sah damals die Gegend, wo sich heute das Dorf befindet, sehr schön aus. Meterhohes Gras wuchs überall. Junge Waldstreifen schmückten die endlose Steppe. Diese wurden von Menschen angepflanzt, die die Zarenmacht hierher verbannt hatte. Um einen See wuchs reichlich Schilfrohr. Aus diesem Grund stellten die Landmesser ein Schild mit der Aufschrift „Kamyschi“ (Schilfrohr) auf. Diese Benennung wurde dem Dorf von den Neuansiedlern gegeben.

Als erste ließ sich in Kamyschi die Familie Gomer-Loringel nieder. 1906 baute man die ersten zehn Häuschen aus Rasen. Das erste Haus aus Holz baute nach einem Jahr Johannes Loringel. Im Winter sah man statt der Hüttchen nur Schneehaufen und Schornsteine, aus denen der Rauch

stieg. Damals wurde der Boden nur dem männlichen Teil der Familie zugeeignet, deswegen bekamen die Familien mit Töchtern wenig Land. Im Buch der Geschichte des Dorfes stehen die Erinnerungen von Elisabeth Bauer, einer Augenzeugin dieser Zeiten: „Unsere Familie zählte acht männliche Personen, das war unser Glück, denn wir bekamen Land. Aber viele Familien, in denen es Mädels gab, hatten das Nachsehen. War das nicht grausam?“ Mit viel Schweiß und Mühe züchteten die Bauern ihr Vieh auf derselben Art, wie es schon ihre Großväter taten. Auch ihre Felder bearbeiteten sie in einer aus Uhrzeiten überlieferten Weise. Viele Familien hatten es sehr schwierig, und ihre Hoffnung auf ein reiches Leben fiel ins Wasser.

Die Oktoberrevolution 1917 ging auch an Kamyschi nicht vorbei. Es war eine verwirrende Zeit: Manchmal wussten die Bauern nicht, auf wessen Seite sie sich befanden. Einige kämpften auf der Seite der Roten Armee, die anderen in der Armee des weißen Admirals Koltuschak. 1928 wurde in Kamyschi eine Bauerngesellschaft (Genossenschaft zur gemeinsamen Bodenbearbeitung) gegründet. Vorsitzender war Philipp Schwarzkopf. 1931 wurde die Kolchose „Pobeda“ von sechs Mitgliedern gegründet. Im nächsten Jahr traten der Kolchose noch 36 Bauern bei. Sie beschäftigten sich mit Bodenbearbeitung und Viehzucht. 1937 teilte sich die Kolchose in zwei kleinere Wirtschaften auf: Tschkalow und Ordshonikidse. 1950 entstand durch die Vereinigung dieser zwei Kolchose mit der des Nachbardorfes Nikolajewka die Kolchose „Pobeda“. 1989 machten sich die Kamyschier selbstständig und gründeten die Tschkalow-Kolchose unter Leitung von Pjotr Schindler. Die Hauptzweigen der Tschkalow-Wirtschaft



bleiben nach wie vor Bodenbestellung und Viehzucht.

MIT 110 JAHREN IMMER NOCH JUNG

Am Jubiläumstag ging es schon früh morgens vor dem festlich geschmückten Dorfkulturhaus sehr lebhaft zu. Die Veranstalter bemühten sich, verschiedene Ausstellungen für Groß und Klein vorzubereiten. Es gab hier wie einst bei den Deutschen übliche sogenannte Wohnnecken. Auf einem großen Banner vor dem Klubhaus konnte man die Tätigkeit des örtlichen deutschen Zentrums in Fotos besichtigen.

Am Mittag begann die Zeit der kleinsten Einwohner des Dorfes. Die Kinder konnten in allerlei Sport- und Unterhaltungskonkursen wetteifern. Gleichzeitig führten die Besucher des örtlichen deutschen Zentrums unter Leitung von Galina Pelz Meisterklassen in Kunst- und Handwerk sowie in Choreografie und deutscher Sprache durch.

Kurz vor 18 Uhr wurde es auf den Dorfgassen noch belebter. Laute Musik, Freudenrufe der zur Feier eingetroffenen ehemaligen und heutigen Einwohner zogen Groß und Klein an. Galina Pelz im Kostüm der majestätischen Zarin Katharina II. begrüßte die Anwesenden und machte mit Hilfe der Schüler einen lehrreichen Exkurs in die Geschichte des Dorfes.

Es tönte der Ruffunk und der Ansager verkündete die Präsentation der Dorfstraßen. Die Lugowaja-Straße führte der Reiter Viktor Lindt und ein Traktor mit einem Anhänger, in dem Frauen mit verschiedenen Bauernwerkzeugen saßen. Die Tschkalow-Straße wurde von Kindern mit einem großen Flugzeug aus Papier mit dem Porträt von Valerij Tschkalow geleitet. Ein Traktoren- und Maschinenzug aus den alten Zeiten stellte die Zelinnaja-Straße vor. Am Steuer des Traktors - Jakow Gerlach, Leiter der Dorfadministration. Jede Straße stellte neben ihrer Visitenkarte auch ihren Tisch mit sorgfältig zubereiteten Nationalgerichten vor. Was es hier nur nicht alles gab: Schnitzsuppe und Kre-

bel, Riwwelkuchen und Nudelsuppe, Kringel und Strudel, Kartoffelklöße und anderes mehr. Jeder konnte sich hier etwas schmecken lassen.

Der jüngste Einwohner, die jüngste Familie, die älteste Frau und der älteste Mann im Dorf wurden von den Verwaltungsleuten nicht vergessen. Der unlängst neugewählte Vorsitzende der Tschkalow-Kolchose Alexander Stier bedankte sich herzlich bei den Dorfeinwohnern und wünschte ihnen Gesundheit und eine erfolgreiche Entwicklung der Kolchose in der heutigen schwierigen wirtschaftlichen Situation.

Von den Gästen bekam das Wort Eduard Winter, Administrationsleiter des DNR. „Erfreulich, dass auch in den kleinen Dörfern unseres Rayons die Traditionen sorgsam bewahrt werden. In Kamyschi wohnen freundliche und arbeitsame Menschen. Ich gratuliere allen zu heutigem Fest und wünsche allen Wohlstand und Gesundheit“, sagte Eduard Wassiljewitsch. Und zur Bestätigung seiner Worte händigte er den aktivsten Dorfeinwohnern Ehrenurkunden aus.

Bis spät in die Nacht hinein klangen deutsche und russische Lieder, die die örtliche Gesangsgruppe „Melodie“ den Anwesenden darbot. Es wurde viel getanzt, gelacht und wetteifert. Auch die besteingerichteten Höfe jeder Straße und des Dorfes wurden nicht vergessen. Eine Lotterie brachte vielen Dörflern Scherz- sowie auch ernste Geschenke. Um 24.00 erleuchtete ein festliches Feuerwerk den dunklen Himmel über Kamyschi. Erst beim Morgengrauen gingen die unermüdeten Tänzer vom Tanzplatz nach Hause.

P. S. Dieser Veranstaltung folgten nach einer Woche im Deutschen nationalen Rayon Jubiläumstage in den Dörfern Nikolajewka (110 Jahre) und Schumanowka (105 Jahre). Auch in diesen Dörfern schenkt man viel Aufmerksamkeit der sorgfältigen und ehrfürchtigen Bewahrung der Geschichte und Kultur der ersten russlanddeutschen Ansiedler, die vor einem Jahrhundert auf Suche nach besserem Leben hierher kamen.



EREIGNISSE

Allrussischer Tag des Feldes

Vom 14. bis zum 16. Juli fand in der Altairegion der „Allrussische Tag des Feldes“ statt, berichtet der Pressedienst der Regionsadministration. Daran beteiligte sich auch Alexander Tkatschow, Landwirtschaftsminister Russlands. Diese großartige Aktion wurde auf den Feldern der Siedlung Prudskoj im Rayon Pawlowskij durchgeführt. Im Programm des Treffens standen über 20 verschiedenartige Veranstaltungen. In den zahlreichen Pavillons konnten sich die Teilnehmer des Feldtages mit etwa 500 Arten von Landmaschinen sowie mit allerlei moderner technischer Ausrüstung bekannt machen. In diesem Jahr wurden neben vielen anderen auch die Getreidebearbeitungsbetriebe des Altai vorgestellt. Die Gäste des Festes konnten traditionelle und neue Grünz- und Mehlsorten, Teigwaren sowie allerlei Futterarten für das Vieh und die Fische besichtigen. Im Pavillon „Bauernhof des Altai“ ließen sich die Besucher der Ausstellung Linsen-, Hirse- oder Buchweizenbrei schmecken. In einem Feldlager arbeitete die Exposition „Brot des Altai“, in der allerlei Brotwaren vorgestellt waren. Neben anderen Produkten wurden auch die neuen Käsesorten der Altaier Betriebe präsentiert. „Diese Veranstaltung wurde zur Visitenkarte des Agro- und Industriekomplexes des Sibirischen Föderalen Bezirks. Der Maßstab dieses Festes übertraf alle vorherigen Foren in ganz Sibirien“, so bewertet Nikolaj Rogoshkin, bevollmächtigter Vertreter des Präsidenten Russlands im Sibirischen Föderalen Bezirk, den Allrussischen Tag des Feldes 2016.

Gäste aus Deutschland

Im Deutschen nationalen Rayon und in den Städten Slawgorod und Jarowoje weilte Mitte Juli eine große Gruppe Jugendlichen aus Deutschland. Die meisten gehören der Theatertruppe aus Berlin, der die ehemalige Bürgerin Russlands Natalia Bondar vorsteht. Unter den jungen Menschen sind auch Studenten aus Deutschland und der Stadt Nowosibirsk. Die jungen Menschen kamen in den Altai im Rahmen eines großen schöpferischen Projektes, das auf die Bekanntmachung mit den Sitten und Bräuchen der Russlanddeutschen sowie mit ihrer Lebensweise gestern und heute abgezielt ist. In der Gruppe arbeiteten ein professioneller Videocooperator und eine Radiokorrespondentin. Mit großem Interesse unterhielten sich die jungen Gäste mit den Einwohnern der Dörfer des Deutschen Rayons, die noch im deutschen Dialekt sprechen, und besuchten die örtlichen Museen. So beispielsweise machte die Exposition im Slawgoroder Landeskundemuseum, die der russlanddeutschen Geschichte und Kultur gewidmet ist, einen tiefen Eindruck auf die deutschen Gäste. Auch von der „Zeitung für Dich“, die schon seit 59 Jahren in deutscher Sprache erscheint, waren sie begeistert. Im Ergebnis dieses Projektes sollen ein Film und eine Radiosendung, die dem oben genannten Thema gewidmet sind, entstehen.

Maria ALEXENKO

Jelena ZEWEJOWA

MENSCHEN UNTER UNS

Eine einfache Frau, wie es viele gibt

Im Dorf Nikolajewka, Deutscher nationaler Rayon, wohnen viele Leute, deren Leben und Arbeit als Vorbild für junge Generationen gelten können. Zu ihnen gehört auch Jekaterina Pineker (geborene Klassen), eine gutherzige Frau, die 1949 in Nikolajewka geboren wurde. 35 Jahre lang arbeitete sie als Krankenschwester. Jetzt ist sie Rentnerin und Arbeitsveteranin. Sorgfältig bewahrt Jekaterina Andrejewna Pineker viele Urkunden von der Gesellschaft „Rotes Kreuz“ für ihre Sportleistungen im Schießen wie verschiedenartige Dankschreiben von der Administration des Dorfes Nikolajewka für ihre langjährige tüchtige Arbeit und ihren wesentlichen Beitrag zum Gesundheitsschutz der Kinder und Erwachsenen.

Jekaterinas Vater, Andrej Klassen, ist Ureinwohner von Nikolajewka, ein in der Region Altai bekannter Neulandsiedler und talentierter Rationalisator. Jekaterinas Mutter, Jelisaweta Klassen, die auch aus einer deutschen Familie stammt, erfuhr am eigenen Leibe alle Schwierigkeiten des Schicksals der tausend und aber-tausend sowjetischen Deutschen. Im Jahre 1941 wurde sie zur Zwangsarbeit in die so genannte Trudarmee mobilisiert, wo sie sechs harte Jahre rund um die Uhr schwer arbeitete. Nach Hause kehrte sie erst 1947 zurück.

Trotz Not und Entbehrungen der Nachkriegsjahre, in welchen ihre Kindheit verlief, meint Jekaterina Pineker, dass sie unter einem glücklichen Stern geboren sei. Als die kleine Katja mehrere Monate alt war, geriet sie plötzlich in ein lethargisch ähnlichen Schlaf. Die Eltern meinten mehrere Tage, dass ihre Tochter gestorben sei. Zum Glück führte der hiesige Arzt einen Spiegel vor den Mund des Mädchens und der lief an. Das bedeutete, dass die kleine Katja atmete. Nach drei Tagen kam das Mädchen nach der Lethargie wieder zu sich. Als Jekaterina drei Jahre alt war, gab es noch einen Unfall. Als Katja mit einer Freundin spielte, beschlossen

die kleinen Mädchen in einem Wasserfass zu baden, und Katja fiel mit dem Kopf nach unten hinein. Wieder half ein glücklicher Zufall, das kleine Mädchen vor dem Ertrinken zu retten. Die Nachbarin bemerkte rechtzeitig, dass aus dem Fass die Beine des Mädchens hervorragten und holte die kleine Katja heraus.

In der Schule trug Jekaterina mit Stolz den Titel zuerst „Oktjabrjonok“, dann „Pionier“. Nach der achten Klasse kam Jekaterina 1965 in die medizinische Berufsschule im Rayonszentrum Rodino, wo sie vier Jahre lernte. „Um die Abiturprüfungen abzulegen, führen ich und noch einige Mädchen aus unserem Dorf mit einem Traktor nach Rodino, weil nach den Winterferien, die wir zu Hause in Nikolajewka verbrachten, wegen des starken Frostens keine Busse dorthin führen“, erinnert sich Jekaterina Pineker. „So kamen wir mit einer Woche Verspätung zum Studium und daneben auch noch mit Erkältungen.“ Trotzdem absolvierten alle Nikolajewkaer die Berufsschule erfolgreich. Danach begann Jekaterina ihren Berufsweg im Dorf Dobrowka des Rayons Slawgorod. Dort war Jekaterina Krankenschwester für mehrere Dörfer, wo die Sanitätsstellen fehlten. Oft ritt



Jekaterina Pineker in ihrem Garten

sie auf einem Pferd von Dorf zu Dorf, um vorbeugende Impfungen zu machen.

In Dobrowka traf sie kurz vor Ostern ihren zukünftigen Mann, Viktor Pineker. Nach vier Monaten feierten die jungen Verliebten Hochzeit. Die junge Familie lebte vorerst bei der Sanitätsstelle. Nach drei Jahren übersiedelte die Familie Pineker nach Nikolajewka. Zu dieser Zeit gab es in der Familie schon die kleine Tochter Larissa. 1973 vergrößerte sich die Familie um den Sohn Dmitrij. Nach einem Jahr

wurde das Familienoberhaupt Viktor ins Dorf Ustjanka des Rayons Burla als Elektromonteur engagiert, und Pinekers waren gezwungen, wieder umzusiedeln. In Ustjanka lebte die Familie zehn Jahre. Hier arbeitete Jekaterina als Krankenschwester im hiesigen Krankenhaus, wo es an Ärzten mangelte. Deshalb machte Jekaterina vieles selbst: behandelte die Kranken, half bei der Geburt. 1984 kehrte die Familie nach Nikolajewka zurück, wo in der Familie noch eine Tochter, Anna, zur Welt kam.

So verließen viele Jahre. Larissa, die älteste Jekaterinas Tochter, wohnt jetzt in Deutschland. Der Sohn lebt in Nikolajewka, und die jüngste Tochter Anna in Nowosibirsk. Jekaterina und Viktor Pineker, die schon 47 Jahre Hand in Hand mit Liebe und gegenseitiger Achtung durchs Leben gehen, haben zurzeit schon fünf Enkelkinder. Die Eheleute haben ein schönes gemütliches Haus und beschäftigen sich mit Vergnügen mit den Enkelkindern. Wie gut Jekaterina Andrejewna verschiedene Pflanzen anbaut, kennt jeder im Dorf. Viele Dorfbewohner bitten sie um Setzlinge. Weitbekannt ist auch ihr kulinarisches Können. Besonders lecker gelingen Jekaterina Pineker die russlanddeutschen Gerichte. Sehr bekannt sind auch die Strickereien von Jekaterina Andrejewna, die schon mehrmals in den Ausstellungen für angewandte Kunst im hiesigen Kulturhaus ausgestellt wurden.

So lebt in Nikolajewka eine deutsche Familie, in der deutsche Traditionen, wie auch solche Familienwerte wie Treue, Liebe und gegenseitige Unterstützung viele Jahre sorgfältig aufbewahrt werden. Das ist eine einfache Familie, deren Schicksal vielen anderen ähnlich ist.

Deutsch von Swetlana DJOMKINA
Foto: Familienarchiv

„Radi-Hilfe 3“ im Einsatz

Schon drei Jahre hintereinander unternehmen die aktivsten Jugendlichen der Altairegion ein spannungsreiches Radrennen durch die heimischen Dörfer. In diesem Jahr hatte der Deutsche nationale Rayon, der Ende Juli seinen 25. Geburtstag begeht, die Ehre, diese tapferen jungen Leute in der Zeitspanne vom 23. bis zum 26. Juni zu empfangen. Auch diesmal hatten die Letzteren zum Ziel, den Hilfebedürftigen russlanddeutschen Senioren in den auf ihrer Route liegenden Dörfern nach Kräften Hilfe zu leisten.

Mit Pinseln, Walzen, Hacken und Beilen ausgerüstet, machten sie sich begeistert an die Arbeit. Zäune und Dächer wurden angestrichen, Brennholz gehackt, Beete gejätet und Kartoffeln angehäufelt... Obwohl müde von dem anstrengenden Radfahren, gab sich jeder Teilnehmer des Rennens größte Mühe, um nur in den faltigen Gesichtern der bejahrten Leute ein billigendes und dankbares Lächeln zu sehen. Da blieben auch die hiesigen Enthusiasten der örtlichen deutschen Kulturzentren nicht abseits.

„In jedem Dorf wurden wir gastfreundlich empfangen, und bei Bedarf bekamen wir auch die nötige Hilfe. In Halbstadt unterstützte uns Iwan Charin. Zusammen mit ihm hatten wir schnell einen ganzen Haufen von Brennholz kleingehackt, worüber die betagte Hauswirtin sehr froh war. Im Dorf Orlowo gesellte sich zu unserer „Familie“ Julenka Radosch. Trotzdem, dass Julja an diesem Tag eigentlich ihren Geburtstag feiern sollte, zog sie es vor, den Tag zusammen mit uns zu verbringen und mit ein paar guten Taten ihren Landsleuten beizustehen.

Am Abend wartete dann auf uns eine heiße Banja und ein schmackhaftes Abendessen mit einer Torte vom Geburtstagskind“, erinnert sich heute Marina Petrik aus Barnaul.

Abgesehen von einigen Schwierigkeiten, hinterließen die gemeinsam verbrachten Tage bei den Teilnehmern des Radrennens angenehme und bleibende Eindrücke. „Es war meine erste so weite Fahrstrecke mit dem Rad. Und sie hat mir sehr gefallen. Sie brachte mir viele neue Emotionen und Freunde. Wir halfen den Russlanddeutschen, fanden aber auch noch genug Zeit für abwechslungsreiche Erholung. In bin sehr zufrieden, dass ich an diesem Projekt teilhaben konnte“, sagt Wladislaw Kononenko aus Jarowoje.

Nicht minder begeistert ist Anna Litwinenko aus Rubzowsk: „Das Radrennen war für mich dieses wie auch voriges Jahr eine spannungsreiche Wanderung, die ich nicht sobald wieder vergessen werde. Erschöpft von der Hitze, dem Durst, den stechenden Sonnenstrahlen und dem Muskelschmerz, genoss ich trotzdem viele positive Augenblicke und Erlebnisse. Es gab unterwegs

viele ungewöhnliche und oft auch lustige Vorfälle. Und das aufmunternde lustige Hupfen der Autofahrer, die uns begegneten! Ja auch die ungezwungene Atmosphäre in unserem Kollektiv machte die „Radi-Hilfe 3“ für mich zu einem Erlebnis, das einen tiefen und bleibenden Widerhall in meiner Seele fand!“

Ihr stimmt Anastassija Fiedler, ebenfalls aus Rubzowsk, eifrig bei: „Die Tage des Radrennens waren sehr reich an Ereignissen und für mich unvergesslich. Selbstverständlich waren die täglichen Langstreckenfahrten mit dem Rad physisch sehr anstrengend. Ja auch die diesjährigen wechselhaften Wetterverhältnisse erschwerten unsere Reise. Aber wir wurden mit allen Schwierigkeiten fertig, die sich eigentlich im Vergleich zu den positiven Eindrücken und zum eigentlichen Ziel unserer Fahrt, nämlich der Unterstützung der älteren Generation der Russlanddeutschen, nur als Kleinigkeiten des Alltags erwiesen. Wir gaben uns große Mühe, und freuten uns über jedes dankbare Lächeln der Senioren. Ich bin überzeugt: Jeder von uns hat aus dieser Reise viel Nützliches und neue unvergessliche Lehren gezogen.“

Hochinteressant fanden die Radrenner die Möglichkeit, auf zwei Räder die wirkliche deutsche Insel der Altairegion zu bereisen. Die während dieses Projekts gesammelten Erfahrungen sind unschätzbar. Das Radrennen stellte nicht nur die Kräfte und Möglichkeiten der Teilnehmer auf Probe, sondern brachte ihnen auch solche Begriffe wie enge Zusammenarbeit, gegenseitige Hilfe und Sorge um die Nächsten praktisch näher. Hoffentlich findet dieses nützliche Projekt auch im nächsten Jahr seine Fortsetzung, und die Jugendlichen begeben sich wieder auf den Weg, um, wenn auch nicht große, so aber doch gute und nützliche Taten zu leisten. Das Projekt wurde dank der Unterstützung der AGV „Internationaler Verband der deutschen Kultur“ möglich.

Anna LITWINENKO
Deutsch von Erna BERG

Super-Saison

Sommer ist eine wunderbare Zeit! Eine Zeit für Entspannung und Erholung, Zeit für Begeisterung und gute Laune. Vom 17. Juni bis zum 4. Juli fand im Erholungslager „Tschajka“ im Deutschen nationalen Rayon eine ethnokulturelle Saison für etwa 100 Kinder statt.

Noch vor dem Beginn der Lagersaison wurde von den Veranstaltern eine große Vorbereitungsarbeit durchgeführt: Es wurde ein einleitendes Seminar veranstaltet, ein Arbeitsplan für verschiedene Maßnahmen erarbeitet. Im Seminar wurden die wichtigsten Fragen eines eingespielten Teams besprochen, jeder Tag der bevorstehenden Saison wurde im Voraus gründlich durchdacht.

Zur Hauptidee der ethnokulturellen Saison wurde eine imaginäre Reise in die Region des „Bodensees“. Dieser See befindet sich in einem erstaunlich schönen Ort, wo eine Vielzahl von historischen und kulturellen Denkmälern konzentriert ist. Ein ausgezeichnetes Gebiet für die Aufnahmen eines Filmes über die Kultur und Natur der nebenan liegenden deutschsprachigen Länder. Deswegen begab sich die Gruppe der kreativen und fröhlich gestimmten Kinder mitten in den Sommerferien auf eine vermutliche Tour zu diesem See.

Die Arbeit begann sofort, denn die Leitung der Aufnahmegruppen übernahmen die talentvollen, eigenartigen und der Sache ergebenden Pädagogen. Sie führten ihre Zöglinge auf den Pfaden der Güte und bemühten sich, in ihren Herzen die Flamme der Neugier und das Vertrauen in ihre eigene Kraft zu entzünden. Im Laufe der Reise machte sich die junge Generation der Russlanddeutschen mit dem reichen Kulturerbe der erlernten Länder vertraut, die durch ihre berühmten Sehenswürdigkeiten in der ganzen Welt bekannt sind.

Große Aufmerksamkeit schenkten die Pädagogen dem Erlernen der deutschen Sprache in einer freien ungezwungenen Atmosphäre sowie der Bekanntschaft mit den Sitten und Bräuchen der Deutschen, denn für die Russlanddeutsche diese ein wichtiger Bestandteil der Identität sind. Die Traditionen der Russlanddeutschen leben in Liedern und Tänzen, Gedichten und Spielen weiter, gerade diese Komponenten waren die Boten der deutschen Kultur und die Grundlage für die Tätigkeit nach Interessen. Zum Ergebnis der Tätigkeit der Filmgesellschaft „Rusdeutsch“ wurden die gedrehten Filme und die Teilnahme am „Berliner Filmfestival“. Die besten Filme haben den Hauptpreis „Den Goldenen Bären“ verdient.

Im Laufe der Saison feierten die Lagerteilnehmer noch zwei wichtige Feste: das 20. Jubiläum des Systems der ethnokulturellen und Sprachlager sowie den 25. Gründungstag des Internationalen Verbandes der deutschen Kultur. Das waren die lebendigsten und unvergesslichsten Momente der Saison.

Die Zeit verlief sehr schnell, und schon musste man Abschied nehmen. Während des Abschiedskonzerts wurde das Fazit der ethnokulturellen Saison gezogen. Alle erinnerten sich an die lustigen und ereignisreichen Tage im Sommerlager, die für immer im Gedächtnis der Kinder haften bleiben. Die Veranstalter bedankten sich beim IVDK für die bereitgestellten Mittel und die langjährige erfolgreiche Zusammenarbeit.

Alla WEREMENNIKOWA
Deutsch von Maria ALEXENKO



Anderen Hilfe leisten. Das tut gut!

Swetlana DJOMKINA (Text und Foto)

Sein Kredo: „Wir sind gleichen Blutes!“

Wer eine Sammlung von Erzählungen und Gedichten des britischen Autors Rudyard Kipling „Das Dschungelbuch“ gelesen hat, der weiß, dass die bekanntesten Erzählungen darin von Mowgli einem Findelkind handeln, das bei Tieren im indischen Dschungel aufwächst. Diesen Leuten ist dann auch der bekannte Spruch von Mowgli „Du und ich, und ich und du sind gleichen Blutes!“ bekannt. Das betrifft unmittelbar auch Boris Kagan, den Reserveoberstleutnant, der mehr als 40 Blutsbrüder und -schwestern hat, weil er schon 15 Jahre lang Blutspender ist. 41 Mal gab er ein Teilchen von sich, sein Blut, ab, um unbekannt Menschen zu helfen. In diesem Jahr bekam er berechnigt den Titel „Ehrenblutspender Russlands“.

Boris Kagan wurde 1962 in der Stadt Sowetsk des Gebiets Kaliningrad geboren. In dieser kleinen Stadt mit mehr als 40 000 Einwohnern, wobei die Hälfte davon Militärs und ihre Familien bilden, befanden sich die Truppenteile der elften selbstständigen Gardarmee und die Schiffe der Baltischen Flotte. Deshalb hatte Boris nach der Schule keine andere Alternative, als Militär zu werden. „Das liegt mir im Blut“, sagt Boris Kagan. „Mein Vater Michail Kagan war Kriegsveteran, der Großvater mütterlicherseits diente in der Armee von Koltshak,

der Uhr Großvater war Offizier in der Zarenarmee und stieg bis zum Generalmajor auf.“

Sein Militärweg begann Boris Kagan 1980 in der Militärberufsschule seiner Heimatstadt, nachdem er in der Höheren Flugzeugmilitärschule namens Konstantin Werschinin in Barnaul in den Dienst trat, und zwar in das 59. Fliegerregiment dieser Militärschule, das sich in Slawgorod befand. Hier arbeitete er als Flugzeugtechniker. 1997 ließ er sich in die technische Betriebstruppe als Leiter der Reglementgruppe für Notabsprungmittel versetzen. In dieser Zeit wurde ihm auch der Dienstgrad Major verliehen. Weiter gab es noch den Wehrdienst in Toptschicha in der elften Brigade der Truppen für Strahlungs-, Chemie- und biologische Abschirmung, wo er Bataillonskommandeur der Aerosolgegenwirkung und Leiter der Gruppe für die Lagerung der Be-

waffnung und Technik war. Nach drei Jahren wurde er in die Tschetschenische Republik nach Grosny abkommandiert. Hier arbeitete er als Oberoffizier für informationsideologische Versicherung in der Kommandantur des Ryons Leninskij. Gerade hier begann er auch seinen Blutspenderweg.

Einmal kam in die Kommandantur eine Frau und bat um Hilfe. Ihre Enkelin, die im neunten Stadtkrankenhaus in der Abteilung für Brandverletzungen in ärztlicher Behandlung war, brauchte dringend eine Blutübertragung. Damals wurde der Oberstleutnant Kagan verpflichtet, die Gruppe der freiwilligen Blutspender zu leiten. Blutproben wurden unternommen. Es stellte sich heraus, dass die nötige Blutgruppe mit seiner übereinstimmte. So beschloss Boris Kagan, sich der Gruppe der Blutspender anzuschließen. Nach zwei Wochen brauchte dieses Mädchen wieder eine Bluttransfusion. Und wieder folgte Kagan dem Notruf.

Der Wehrdienst in Tschetschenien endete für den Oberstleutnant Kagan im Jahr 2003. Er bekam einen langen Urlaub, den er zu Hause in Slawgorod verbrachte. Hier erinnerte er sich oft daran, dass sein Blut wahrscheinlich dazu behilflich war, das Leben eines kleinen tschetschenischen Mädchens zu retten. Er war sich auch bewusst, wie viele Leute noch diese Hilfe brauchen. So kam die Entscheidung, sich an die Slawgoroder Blutzentrale zu richten, um Blutspenden zu leisten. Seitdem macht er das regelmäßig. „Das Blut der Blutspender braucht man stets und überall“, so Kagan. „Und wenn mein Blut jemandem helfen kann, bin ich bereit, es mit ihm zu teilen.“

Seinen Militärdienst beendete Boris Kagan in seiner Heimat im Gebiet Kaliningrad in den Küstruppen der Baltischen Flotte. 2007 wurde Oberstleutnant Kagan nach 27 Jahre Wehrdienstes in verschiedenen Truppen in die Reserve versetzt und kehrte nach Slawgorod zurück. Aber seinen Weg als Blutspender setzt er bis heute fort. Insgesamt gab er mehr als 20 Liter seines Blutes ab, und im Mai dieses Jahres bekam er den Titel „Ehrenblutspender“. So darüber Boris Kagan selbst: „Den unbekannt Menschen zu helfen, das ist eine der realsten Chancen, etwas Gutes zu machen. Und dass ich diese Leute vielleicht nie sehen und von ihnen nie 'Danke!' hören werde, ist es nicht wichtig. Das Wichtigste ist, dass mein Blut wahrscheinlich jemandem eine weitere Chance zu leben geben kann. Wir alle sind eines Blutes. Das darf man nicht vergessen. Die Blutspende bedeutet gegenseitige Unterstützung. Heute rettest Du jemanden, so hilft vielleicht jemand Morgen Dir selbst oder deinen Nächsten!“

Zur Kenntnis:

In der Slawgoroder Blutspendenzentrale sind etwa 400 Blutspender registriert. Davon sind 52 Mitarbeiter des Slawgoroder zentralen Rayonkrankenhauses. 305 Stadtbewohner haben den Titel „Ehrenblutspender Russlands“ und „Ehrenblutspender der Sowjetunion“, 40 davon sind Mediziner. In der Region Altai stieg die Zahl der Ehrenspender zurzeit bis über 12 500 Menschen. Im Jahre 2016 wurden noch drei Slawgoroder - Boris Kagan, Irina Tschebotajewa und der Hauptarzt des Slawgoroder Krankenhauses Dmitrij Grigorowitsch - mit dem Abzeichen „Ehrenblutspender“ und der Bescheinigung dazu ausgezeichnet.



Boris Kagan - Ehrenblutspender Russlands

Vorbereitet von Erna BERG

Die Singer-Nähmaschine half aus der Not

Singer-Nähmaschine! Das ist insbesondere für die älteren Generationen der Russlanddeutschen ein wesentlicher Begriff. Bei der Aussiedlung im Herbst 1941 mussten die Deutschen auf viele Haushaltsgeräte verzichten, aber: Wer eine Singer-Nähmaschine hatte – und die gab es in vielen Bauernfamilien, der bemühte sich mit allen möglichen Mitteln, sie mitzunehmen. Und das nicht umsonst! Es ist nicht nachzuzählen, wie vielen Leuten dieses Gerät in den schweren Jahren der Kriegs- und Nachkriegszeit das Leben rettete. Nachstehend bringen wir den Bericht von Olga Gehrke-Brauer darüber, welche große Rolle die Singer-Nähmaschine in ihrer Familie spielte.

Wie viele Wolgadeutsche hatten auch meine Eltern einen strapaziösen und entbehrungsvollen Lebensweg in den Kriegs- und Nachkriegsjahren. Wie die meisten Wolgadeutschen mussten auch sie den Kelch des Leidens und der Erniedrigung bis zur Neige leeren. Und doch fanden sie in jeder Situation Halt in der Familie und in ihren Kindern, 63 Jahre dauerte ihre Ehe - mit vielen Schicksalsschlägen, aber auch mit viel Glück und Zufriedenheit.

Beide wurden 1912 an der Wolga geboren: Der Vater, Heinrich Brauer, in der Kolonie Messer in einer Bauernfamilie; die Mutter, Lina (geb. Bay), in der Siedlung Dreispitz in einer Großfamilie mit zehn Kindern. Zwar konnte sie nur vier Klassen einer Volksschule abschließen, hatte aber geschickte Hände und vor allem ein Händchen für das Schneidern. Der Vater hatte dagegen Vorlieben für das Lesen, Malen und Musizieren. Bis heute habe ich seine Zeichnungen aus dem Jahr 1927(29) aufbewahrt. Er konnte auch einige Musikinstrumente spielen, seine Vorliebe gehörte der Gitarre - bei Dorffestlichkeiten wie Hochzeiten hat er zum Tanz aufgespielt.

In Seelmann absolvierte Heinrich Brauer 1933 einen Lehrerkurs am

Deutschen Pädagogischen Technikum, erhielt die Qualifikation eines Lehrers für Physik/Mathematik und arbeitete in der Schule, zuletzt als Deutschlehrer in einem russischen Dorf bei Dreispitz in der Nähe von Kamyschin. Neben Deutsch unterrichtete er Mathematik, Sport und Musik. Außerdem engagierte sich der Vater in der kulturellen Breitenarbeit der Schule, organisierte eine Theatergruppe, wo er Drehbuchautor und Regisseur war, Musiker und Schauspieler. Das Theater hatte schnell einen guten Ruf im Dorf. Sein Engagement im Bereich Kultur auf dem Lande wurde sogar mit einem Regierungsbrief, unterzeichnet von Kalinin, ausgezeichnet. Der Vater war auch ein fähiger und leidenschaftlicher Fotograf, im Familienarchiv gibt es noch viele Fotos aus der Vorkriegszeit. 1939 begann er ein Fernstudium am Zentralen Moskauer Institut, Abteilung Fremdsprachen. 1941 hatte er bereits das zweite Lehrjahr hinter sich. Der Krieg machte ihm einen dicken Strich durch die Rechnung.

Über die Deportation erfuhren meine Eltern am 31. August 1941. Es wurde geschlachtet, gebacken, gekocht und gepackt: Proviant, Bekleidung, Bettsachen, Geschirr. Und Haushaltsgeräte. Die Mutter packte

die Singer-Nähmaschine ein. Der Vater verstaute einige Bücher in die Kiste. Und für die erst dreimonatige Lilli wurde eine kleine Wanne mitgenommen, die über die ganze Kriegszeit ihre guten Dienste leistete. Schließlich wurde das Haus abgeschlossen und der Schlüssel beim Vorsitzenden des Dorfrates abgegeben - niemand ahnte, dass der Abschied für immer war. Die Erwachsenen glaubten fest daran, dass sie nach dem Krieg in ihr Haus zurückkehren.

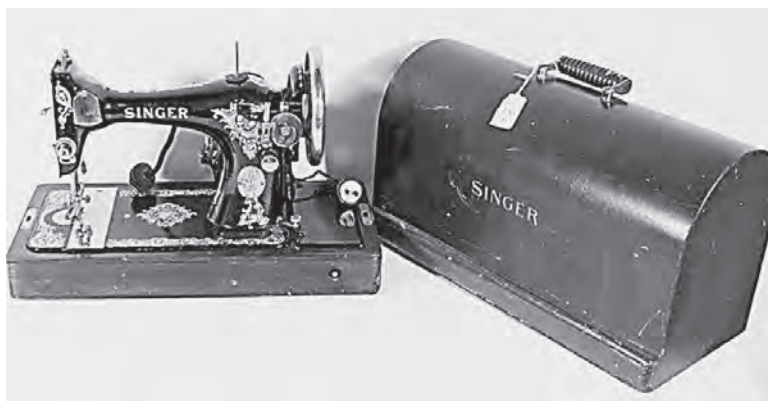
Im Oktober 1941 erreichte der Zug die Endstation im Gebiet Semipalatsinsk/Kasachstan, wo die Brauers in einer multinationalen Arbeitersiedlung mit Goldminen untergebracht wurden. In einem alten Häuschen fand die Familie mit drei Kindern und der gebrechlichen Großmutter Barbara ihre erste Bleibe. Für eine Zeitlang reichte das aus, was mitgenommen wurde.

Der Vater fand Arbeit in den Goldminen, aber sein Gehalt reichte nicht aus, um die Familie durchzufüttern. So musste auch die Mutter als Sortiererin in der Goldgräber-Genos-

senschaft (das Goldgräber-Artel) arbeiten gehen. Eine große Stütze war die Großmutter Barbara, die auf die Kinder aufpasste und für die Familie kochte.

Im Januar 1942 wurde der Vater für die Trudarmee mobilisiert. Die Lage wurde noch schwieriger, vor allem die Hungersnot. Gegenstände und Bettsachen aus der Heimat wurden gegen Essbares getauscht. In der Steppe wurden alle essbaren Gräser und Wurzeln gesammelt, auch vor Zieselmäusen schreckte man nicht zurück.

Um an Essbares zu kommen, strickte die Mutter nach einer Arbeitsschicht im Artel noch bis in die Nacht hinein Wollsachen und nähte Kleider auf Bestellung. Aus Stoffresten bastelte sie Kleidungsstücke für die eigenen Kinder. So erwies sich die Singer-Nähmaschine, ein Hochzeitsgeschenk der Großmutter aus dem Jahr 1934, als echter Segen. Die alte Nähmaschine diente Lina Brauer noch bis zu ihrer Auswanderung nach Deutschland 1997. Indessen verschlechterte sich die Gesundheit der Großmutter rasant, am 9. Mai 1945 - dem Tag des



GESELLSCHAFT

ERFINDUNGEN UND WAHRHEIT ÜBER BLUTSPENDE

Viele Menschen wissen über die Blutspende wenig und glauben deshalb an verschiedene Erdichtungen. Nachstehend hilft Marina Kakazij, die Leiterin der Blutspendenabteilung des Slawgoroder zentralen Rayonkrankenhauses einige Erfindungen zu entthronen.

Die 1. Erdichtung

Blutspende ist gefährlich. Es gibt ein Risiko, mit irgendwelcher Krankheit infiziert zu werden.

Realität

An erster Stelle steht bei allen Blutspendeneinrichtungen immer die Sicherheit der Blutspendeempfänger und Spender. Das abgenommene Blut wird auf die wichtigsten Krankheitserreger tüchtig untersucht. Alle Blutspendeanstalten haben in Russland medizinische Ein-Weg-Instrumente, was die Blutspende für den Spender auch risikofrei macht.

Die 2. Erdichtung

Das Blut braucht man besonders oft bei extremen Situationen, und zwar im Krieg oder in einer Katastrophe.

Realität

Das Blut braucht man immer. Blut als Arzneimittel wie auch seine Komponente können oft durch nichts ersetzt werden. Blut ist für viele Menschen überlebenswichtig. Man braucht das Blut bei Krebs-, Herz-, Magen- und Darmerkrankungen, Unfallverletzungen und noch in vielen anderen Situationen.

Die 3. Erdichtung

Es betrifft mich nicht.

Realität

Wie die Statistik zeigt, brauchen jährlich 1,5 Millionen Bürger unseres Landes eine Bluttransfusion. Jeder dritte Mensch in der Welt ist einmal in seinem Leben auf ein Blutprodukt angewiesen. Die Blutspende ist deswegen der kürzeste Weg zum Lebensretten.

VOLKSGRUPPE

Sieges - verstarb sie, ohne ihre Tochter Olga und den Sohn Heinrich, die irgendwo Zwangsarbeit verrichteten, noch einmal gesehen zu haben. 1946 erkrankte auch die Mutter an Typhus und kam ins Krankenhaus, die drei Kinder blieben sich selbst überlassen. Nach einigen Tagen kamen Vertreter des Dorfsowjets und erklärten den Kindern, sie sollten den Vater benachrichtigen, dass er sie zu sich hole, weil die Mutter im Sterben liege.

Auch der Vater gehörte in der Arbeitsarmee zu den sogenannten „Dochodjagi“, in Krasnoturinsk bekam er als Todeskandidat „leichte Arbeit“ als Wärter und Heizer in der örtlichen Kinderkrippe. Der Lagerkommandant hatte Mitleid mit ihm und ließ ihn zur Familie fahren. Die ganze Zeit im Zug betete er, dass Gott ihm seine geliebte Frau und den Kindern die Mutter am Leben lässt. Auch die Kinder zählten Tage und Nächte, bis der Vater kommt. Die Mutter hatte doch gültige Schutzengel und überlebte. Anschließend durfte die Familie zum Vater nach Krasnoturinsk.

Nach dem Krieg hatten die Eltern noch drei Töchter, ich kam 1950 in Krasnoturinsk zur Welt. Auf ausdrücklichen Wunsch meines Vaters machte ich eine Kochausbildung. Die Hungerjahre im Krieg und danach haben ihn sehr geprägt. „Als Koch hat man immer ein Stück Brot“, pflegte er zu sagen. Mein beruflicher Weg gestaltete sich dann doch anders. Ich ließ mich zur Kranführerin ausbilden und arbeitete 17 Jahre in Krasnoturinsk, zuletzt beim Gasdienst. 1993 wanderte ich mit meinem 13-jährigen Sohn nach Deutschland aus.

Nach dem Tod des Vaters, kam auch die Mutter 1997 nach Deutschland und lebte in meiner Familie bis zu ihrem 90. Lebensjahr.

Nach „Volk auf dem Weg“

Vorbereitet von Erna BERG

LITERATUR

Fast „auf der Flucht erschossen“

Der Altweibersommer des Jahres 1943 war im Gebiet Tomsk (Sibirien) besonders wild: Stetige, goldne Sonnenstrahlen durchbrachen schräg den Urwald, der Mischwald begann sich schon in Gelb, Rot und Orange zu färben. Uns, Häftlinge des siebennten Lagers, führte man von der Arbeit auf einem Bahnschwellensägework nach Hause, in die Baracken. Der schmale Grundweg schlängelte sich durch den Wald. Wie gewöhnlich gingen vorn und hinter der Kolonne die Wachsoldaten (Konvois), die Gewehre schussbereit. Die Häftlinge, graue, müde, ausgezehnte Menschen in schäbigen Mänteln, an den Füßen - Kirschestiefel oder dicke Holzschuhe, schritten zu viert in der Reihe, die Köpfe gesenkt, wie Schafe in der Hitze, hatten sie doch schon oft, vor jedem Weg, die Worte des Kommandeurs gehört. „Nicht reden, ein Schritt nach links oder rechts ist ein Fluchtversuch, wir werden schießen, ohne zu warnen! Verstanden? Also: im Marschschritt los!“

Ich schritt in der Reihe dahin,

schaute mich um – o welche Pracht, dicht am Weg stehen dunkelgrüne Sträucher, voll behangen mit reifen, dicken wie Weintrauben Johannisbeeren, die violett in der Sonne glänzten und großes Verlangen im hungrigen Magen hervorriefen, kurz - der Speichel im Mund lief mir zusammen. Ich konnte der Versuchung nicht widerstehen. Vor der Hand prachtvolle Kost, Vitamine! Was erwarteten wir zum Abendbrot? Gewöhnlich eine „Balanda“ aus stinkigen Fischchen und verfaulten Kartoffeln, nur an Festtagen gab es eine „Saturucha“, eine Suppe aus Hafermehl...

Ich mache zwei Schritte seitwärts und reiße in der Hast einen Zweig aus dem Gebüsch, da knallte ein Schuss ohrbetäubend ganz dicht wie ein Blitz vor meinem Kopf, von dem meine graue, zerknüllte Mütze geflogen. Ich bücke mich zur Erde, um sie aufzuheben, da bemerke ich, von der Mütze steigen dünne Rauchfäden in die Höhe, sie ist durchlöchert. Ganz blass vor Schreck, doch den Beerenzweig nicht aus der Hand lassend,

gehe ich in Reihe und Glied weiter. Mein Nachbarsmann meinte, schief lächelnd: „Viktor, wie schmecken die Beeren? Auch ein Hopser in die Luft ist ein Fluchtversuch, kann mit dem Leben bezahlt werden. Schreib dir's hinter die Ohren!“

Wir gehen ruhig weiter, als ob nichts geschehen wäre, niedergedrückt, nur leises Keuchen, Husten ist zu hören. Warum schweigt der Wachsoldat, wird er seinem Chef davon melden. Wozu auch? Sie hatten uns jedesmal gewarnt. Und wenn die Kugel 2-5 cm tiefer geflogen wäre, grüble ich nach; dann hätte sie mich maustot gemacht, bestimmt! Na und? Man hätte mich begraben hier im Wald mit einer kurzen Inschrift auf einem Furnierbrettchen, das, wie es üblich war, an ein Bein des Toten befestigt wurde: Viktor WEBER, Deutschlehrer, geboren an der Wolga, verurteilt nach den Artikeln 58 und 59, Haftzeit - 10 Jahre.

Hätte man den Verwandten davon mitgeteilt? Vielleicht hätte jemand geschrieben: „Auf der Flucht erschossen.“

ganz still. Kein Laut ward mehr vernommen. Die Rede ist von einer Kanne. Doch gleicht die Kanne einem Manne, der dann nur nützt, sich rührt und schwitzt, wenn er auf heißen Kohlen sitzt.

Schild und Kelle

Ein Schild hing gleißend, protzig einst an Brettern auf einem Bau inmitten Stuck und Span. Des Meisters Name drauf in großen Lettern. Die Kelle lag da unten nebenan. Voll Hochmut rief das Schild herab zur Kelle: „Pass, Schmierfink, auf, wenn Stein du fügst auf Stein. Bespritze nicht mein Kleid, das silberhelle. Ich bin des Architekten Glorienschein!“ „Des Meisters Wissen ist mir lieb und teuer“, entgegnete die Kelle zorn erfüllt. „Er hilft mir oft in meinem Arbeitsfeuer. Doch ich bespritz ja nur sein blechern Schild! Sein schönster Glanz jedoch - des Volkes Liebe wird leuchten, wenn zur festgesetzten Frist der Bau vollendet ist zum Großbetriebe und manche Halle fix und fertig ist.“ Es bringt den Menschen Ruhm nur ihre Tat, doch nicht ihr Aushängschild und Attestat.

Zur Person: Viktor WEBER (1916-1996), der dieser Tage 100 Jahre alt geworden wäre, ist vor allem als Satiriker, aber auch als Dichter, Übersetzer und Prosaiker bekannt. Er wurde am 29. Juli 1916 im deutschen Dorf Seelmann, Gebiet Saratow, geboren, wuchs hier auf und besuchte die hiesige Jugendbauernschule. Nachher absolvierte Viktor die Mittelschule und anschließend bis zum Beginn des Zweiten Weltkrieges einen Lehrerlehrgang. 1941 wurde er nach Sibirien deportiert. Darauf folgte eine fünfzehnjährige Schufterei als Bauarbeiter, Heizer und Goldgräber im Urwald.

Ende der 1960er Jahre übersiedelte er in die Altairegion, wo er dann als Arbeiter im Altaier Motorenwerk und zuletzt als Heizer an der Westsibirischen Eisenbahn tätig war. Zwischendurch aber war er einige Zeit Redakteur der deutschen Rundfunksendungen Barnaul und Mitarbeiter der Zeitung „Rote Fahne“.

Schon in der Schule schrieb er Gedichte und Fabeln. Erstmals veröffentlichte er 1936 in „Junger Stürmer“, einer Jugendzeitung in der Republik der Wolgadeutschen. Später erschienen Viktor Webers Werke, darunter auch zahlreiche Erzählungen in den deutschsprachigen Zeitungen „Neues Leben“ (Mos-



kau), „Freundschaft“ (Kasachstan), „Rote Fahne“ (Slawgorod im Altai) und in Sammelbänden. Besonders beliebt waren bei den Lesern seine satirische Gedichte und Fabeln, denn Viktor Weber kannte das Leben in seiner Vielfältigkeit, nicht nur als Beobachter, sondern auch als aktiver Mitgestalter. Nicht von ungefähr charakterisierten ihn seine Kollegen als „schreibenden Arbeiter“. Er prangerte Nichtsteuer, Schwindler und Säufer an und nahm Spekulante, Bürokraten und Schmuggler aufs Korn. Der Dichter starb am 8. April 1996 kurz vor seinem 80. Geburtstag.

Nebenan einige Werke von Viktor Weber.

Hilda, die Krankenschwester

Man nennt sie Schwester und auch „Schwesterlein“. In Weiß gekleidet gleicht sie einer Blüte. Und tritt sie lächelnd in das Zimmer ein, scheint Schmerz und Leid zu fliehn vor ihrer Güte.

Sie geht von Bett zu Bett zu jeder Stunde, reicht diesem eine Pille, jenem einen Trunk, legt einem dritten Binden um die Wunden und tröstet sanft: „Kopf hoch, du wirst gesund!“

Sie steht dem Arzt zur Seite ohne Tadel, wenn er, ein Leben rettend, operiert, reicht ihm Pinzette, Skalpell oder Nadel, prüft kundig, wie die Schlagader pulsiert.

Die Mediziner teilen in vier Gruppen den Lebenssaft des Menschen, unser Blut. Sah Hildas Blut nie unter einer Lupe, doch weiß ich wohl: in ihr fließt edles Blut.

Fabeln

Der moderne Schweif

Es trafen sich zwei Füchsinnen am Fluss und maßen ihre Tracht von Kopf bis Fuß. Die eine sprach: „Wie dich der Schweif doch ziert! Du hast ihn wohl im Ausland so frisiert?“ „Ich ließ ihn in Italien buschig machen, damit die Füchse sich in mich verkrachen.“ Da hat ein Jägersmann die zwei entdeckt. Die eine Füchsin hat sich rasch versteckt. Die andre aber blieb, behindert ganz, an allen Büschen hängen mit dem Schwanz und starb als Opfer falscher Eleganz. Gar manche Füchsin ist bereit zum Tode, wenn nur der Schweif ist nach der letzten Mode.

Die Teekanne

Die Kanne stand mit Wasser auf dem Herd, stieß aus dem Zapfen Dämpfe in die Höhe und fauchte leis: „Ihr Leute, seht und hört, wie ich mit Volldampf an die Arbeit gehe!“ Doch als das Feuer ausgebrannt und in dem Herd die Glut verglommen, da war's vorbei. Die Kanne stand

Vorbereitet von Erna BERG

Eine Sprache wie ein Spiel

Jedes Jahr wird am 26. Juli der Internationale Esperanto-Tag begangen. An diesem Tag gibt es vielerorts Informationsveranstaltungen, Lesungen und Aufführungen von Theaterstücken in einer Sprache: Esperanto. Aber warum eigentlich? Was macht Esperanto so besonders? Weltweit gibt es insgesamt fast 7000 Sprachen. Wie soll man sich da nur problemlos über Landesgrenzen hinweg verständigen? Natürlich sprechen die meisten Menschen heutzutage die Weltsprache Englisch. Dennoch kam bereits im Jahr 1887 der Pole Ludwik Lejzer Zamenhof auf die Idee, eine Sprache zu konstruieren, die alle Menschen gleichermaßen leicht erlernen und in allen Ländern anwenden können. Er gab ihr den Namen „Esperanto“.

Die Grundlagen dieser neuen, konstruierten Sprache hielt Zamenhof in einem Lehrbuch fest, das er unter dem Pseudonym „Dr. Esperanto“ („Doktor Hoffender“) veröffentlichte. Die Sprache dieses Lehrbuches war übrigens Russisch. Erst kurz darauf erschienen auch polnische, französische, deutsche und englische Ausgaben.

Zamenhof wollte mit dieser sogenannten Plansprache die Verständigung zwischen den Menschen verschiedener Nationen und Sprachgemeinschaften erleichtern. Dieses Vorhaben fand bei vielen Menschen großen Zuspruch. 1888 wurde der erste Esperanto-Klub gegründet. Nur ein Jahr später erschien zum ersten Mal die Zeitschrift „La Esperantisto“ („Der Esperantist“). 1905 kamen fast 700 Männer und Frauen aus 30 Ländern zum ersten Esperanto-Weltkongress zusammen, um über die Zukunft der Sprache zu diskutieren.

Heute sprechen weltweit knapp 100 000 Menschen Esperanto. Nicht nur in Europa, auch in Asien, Südamerika oder Afrika greifen viele Menschen zum Lehrbuch oder besuchen Sprachkurse.

WIE FUNKTIONIERT EIGENTLICH ESPERANTO

Esperanto gilt als eine leicht erlernbare Sprache. Aber natürlich muss man wie bei anderen Fremdsprachen auch Vokabeln lernen sowie Hören und Sprechen üben. Für Lernanfänger ist es sehr hilfreich, dass die Sprache so geschrieben wie gesprochen wird, das heißt, jeder Laut entspricht einem Buchstaben. Die Betonung liegt dabei immer auf der zweiten Silbe. Die Grammatik des Esperanto weist nur sechzehn Grundregeln auf und kennt außerdem keine Deklinationen oder unregelmäßige Verben.

So gibt es beispielsweise nur zwei Fälle (No-



minativ und Akkusativ) und eine Konjugationsform, die bei allen Verben gleich ist. Das Verb „sein“ lässt sich somit wie folgt konjugieren: mi estas - ich bin, vi estas - du bist, ni estas - wir sind usw. Zudem haben alle Wortformen immerzu einheitliche Endungen. So enden alle Substantive im Singular auf -o (hundo - Hund) und im Plural wird noch die Endung -j angehängt (hundoj - Hunde), Verben enden im Infinitiv auf -i (sporti - Sport treiben) und Adjektive -auf -a (bonvola - gütig). Esperanto verfügt darüber hinaus über viele internationale Wörter wie studento oder universitato.

Die Sprache und auch die Kultur des Esperanto werden weltweit von den Sprechern sehr gepflegt. Jedes Jahr wird beispielsweise ein

Esperanto-Weltkongress in einer anderen Stadt veranstaltet. Hierbei finden nicht nur Sitzungen und Besprechungen des Esperanto-Weltbundes sowie von kleineren Organisationen statt, sondern es gibt außerdem ein umfangreiches Kulturprogramm. Auch außerhalb dieses Kongresses trifft man immer wieder auf die Esperanto-Kultur. So gibt es neben vielen Büchern zum Beispiel auch Theaterstücke, Filme und Musikstücke, in denen diese künstliche Sprache verwendet wird. Die Sprachgemeinschaft verfügt sogar über eine Hymne, die den Titel „La Espero“ (Hoffnung) trägt und eigentlich ein Gedicht von Ludwik Lejzer Zamenhof ist.

Esperanto ist heute eine Sprache, die man anders als Deutsch, Englisch, Russisch oder Französisch nicht in der Schule lernen kann. In vielen Städten werden aber Sprachkurse angeboten, die jeder Lernwillige besuchen kann. Zudem gibt es Bücher und Online-Programme, mit denen man sich die Sprache auch selbst beibringen kann. Wer nun gerne Esperanto lernen möchte, dem wünschen wir „Multa amuzo kaj multan sukceson“ (Viel Spaß und viel Erfolg).

Quelle: Internet

zfd
ZEITUNG für DICH

Karl-Marx-Straße, 144, Slawgorod,
Region Altai, 658820 Russland
Tel./Fax: 007 38568 52845,
e-mail: azfdi@ab.ru

658820, Altajskij kraj, g. Slawgorod, ul. K. Marksa, 144
Tel./Fax: 007 38568 52845, e-mail: azfdi@ab.ru

Chefredakteur: Henry ROHR, Redakteurin: Maria ALEXENKO
Hauptredakteur: G. F. POOP, Chefredakteur: M. D. ALEKSEJENKO

Газета выходит ежемесячно.
Подписано в печать: 26.07.2016 г.
по графику - 16.00, фактически - 16.00.
Заказ № 8041. Тираж 627 экз.

Отпечатано в ОАО «ИПП «Алтай» (656043, Алтайский край, г. Барнаул, ул. Короленко, 105)
Подписной индекс: 50354. Свободная цена.
С вопросами и пожеланиями по доставке газеты в Алтайском крае
обращаться в почтовые отделения.

Свидетельство о регистрации СМИ ПИ №ФС 77-62438 от 27.07.2015 г.
выдано Федеральной службой по надзору в сфере связи,
информационных технологий и массовых коммуникаций.

УЧРЕДИТЕЛИ: Управление Алтайского края по печати и информации
и ИГУП газета «Алтайская правда».
Адрес редакции и издателя: 656049,
Алтайский край, г. Барнаул, ул. Короленко, 105
Tel./Факс: (3852) 35-31-44, e-mail: mail@ar.altai.ru